



## Die Corona-Krise als Chance für die Kultur

Ein Essay von Hagen W. Lippe-Weissenfeld

Beim Geld hört die Freundschaft bekanntlich auf. Und um Geld ging es in den letzten Wochen auch im Kulturbereich fast ausschließlich. Bund und Länder stellten Soforthilfen zur Verfügung, unbürokratisch und von gutem Willen getragen. Das war eindrucksvoll. Weil es ein starkes Zeichen der Wertschätzung gesetzt hat mit der klaren Botschaft: Kultur ist systemrelevant! Die Kommunen sind nun am Zug, ihr kulturelles Leben wieder in Gang zu bringen. So existentiell daher die Geldfragen auch sind, so wichtig ist jedoch, dass hierüber kein anhaltender Verteilungskampf ausbricht, der den Blick auf drängendere Fragen verstellt.

Schauen wir in die Zukunft und starten eine unvoreingenommene Debatte darüber, wer welchen Beitrag zu einem neuen, vitalen Kulturleben der Zukunft leisten und welche Chancen aus der Krise für die Kultur in Deutschland erwachsen könnten? Erste Bestandsaufnahmen zeigen: Im Strudel der Krise zählen freie, gemeinnützige und nicht-öffentlich finanzierte Einrichtungen genauso wie Einzelkünstler zu den größten Verlierern. Diejenigen also, die schon in guten Zeiten kämpfen müssen. Die aber als Gegenpole zu den institutionell geförderten für ein lebendiges und buntes Kulturleben unverzichtbar sind.

Ihre Not macht erfinderisch: Wer seiner Zielgruppe ein digitales Angebot macht, bleibt im Gespräch, kann experimentieren und trotz räumlicher Distanz persönliche Bindung zum Besucher schaffen. Ein wichtiges Pfund, weil Kultur Beziehungsmanagement ist. Auch im administrativen Bereich kann die Digitalisierung der Organisation von Kultur unter die Arme greifen. Hier lautet das Zauberwort: Open Source, was für offene Software steht. Maximal demokratisch, weil unabhängig von kommerziellen Anbietern geschlossener Softwaresysteme. Wer als Kulturanbieter bewusst Open-Source-Software einsetzt, möchte, dass dadurch offene Diskursplattformen entstehen, die von ihm selbst und seinen Besuchern unbegrenzt genutzt und permanent weiterentwickelt werden können. Geeignet für kleine wie große Einrichtungen. Wissenstransfer, offener Erfahrungsaustausch, gemeinsames Lernen, agile Steuerungsmethoden, kollaboratives Arbeiten stünden plötzlich gleichwertig neben analogem Museums-, Opern- oder Clubbesuch. Digital Culture als fester Bestandteil kultureller Bildung. Hier hat die Kultur massiv Nachholbedarf.

Auch Politik und Verwaltung könnten die Krise nutzen. Als Impulsgeber für überfällige Veränderungen. Warum nicht zügig Rechtsträgerwechsel vornehmen, wenn Angebote dadurch besser gesichert werden können? Warum nicht manche starren Zuwendungsrichtlinien flexibilisieren, um bedarfsorientiert Förderkulissen zu sichern? Warum nicht jetzt die strengen Regelungen des Haushaltsrechts gegen Rücklagenbildungen von Vereinen und Institutionen wenigstens an die Möglichkeiten anpassen, die die Abgabenordnung einräumt? Warum nicht gerade jetzt ein strategisches Konjunkturprogramm für Kulturbauten anschieben, von dem die heimische Baubranche profitiert, auf deren Gewerbesteuererinnahmen die Kommunen so dringend angewiesen sind?

Will man kleine wie große Kultureinrichtungen nach der Krise in ihrer Leistungsfähigkeit dauerhaft stärken, könnte eine Genossenschaft ein kluges Modell sein. Deren Mitglieder würden Teil einer genossenschaftlich organisierten Service-Plattform und erhielten Zugriff auf Dienstleister, die in den Bereichen Einkauf, Vertrieb, Marketing und Digitales für alle Mitglieder die besten Angebote und damit optimale Synergien schaffen könnten. Ergebnis wären enorme Effizienzgewinne und neue, hilfreiche Netzwerke. Zudem mehr Selbstorganisation in proaktiven Verantwortungsgemeinschaften. Kein Mitglied verlöre seine Selbständigkeit oder hätte durch die Mitgliedschaft irgendwelche Nachteile. Ganz im Gegenteil, jeder gewönne in und durch die Gemeinschaft neue Handlungsfreiräume für sich. Künstler könnten sich wieder auf ihre Kernaufgaben konzentrieren, bürokratische Routinen hinter sich lassen und ihre Innovationspotenziale im Verbund mit Gleichgesinnten heben. Nebenbei würden dauerhafte, disziplinübergreifende Arbeitsgemeinschaften entstehen.

In Städten, die zeit- und ressourcenaufwändige Kulturentwicklungsplanungsprozesse hinter sich haben, stellt sich nach Corona die Frage: Was bleibt davon übrig? Wie kann der Kulturentwicklungsplanung neuer Schwung verliehen werden? Genau hier sollte nach der Krise wieder angesetzt werden. Mit regelmäßigen, bedarfs- und ergebnisorientierten Gesprächsformaten. Aber mit der Krisenerfahrung im Hinterkopf bewusst anders, nämlich interdisziplinär, agil, kollaborativ, transformativ und experimentell. Kultur als Motor einer Stadtgesellschaft berät Stadtplaner und Quartiersmanager, lernt von Energiemanagern und Klimaforschern, bringt sich in wirtschaftspolitische Diskurse ein oder gibt dem Tourismus Impulse. Maximal engagiert und gestaltungsfreudig, diskursoffen und selbstkritisch, unvoreingenommen und lösungsorientiert.

So ließen sich die Corona-Starre in Dynamik und Risiken in Chancen verwandeln, um heute der Krise neue Utopien und Visionen für eine moderne Stadtgesellschaft von morgen abzutrotzen. Kulturpolitik als Gesellschaftspolitik wäre plötzlich gelebte Realität. Und das im Brennglas einer Kommune. Wie ein Zukunftslabor. Das fände ich erstrebenswert. Weil es Wissen teilt und alle einbezieht. Weil es die Kultur demokratisiert und anschlussfähig macht. Weil von den Impulsen der Kultur am Ende alle profitieren.

**Dr. Hagen W. Lippe-Weißfeld**, Düsseldorf

Vorstandsmitglied der Kulturpolitischen Gesellschaft, Mitglied des Sprecher\*innenrats der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen und Geschäftsführender Gesellschafter der Kulturberatung Projektschmiede.